

**Leseprobe aus:**



ISBN: 978-3-499-29141-8

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).

P.J. Tracy ist das Pseudonym eines Autorentams aus Mutter und Tochter. Die ehemaligen Drehbuchautorinnen erzielten mit ihrem Krimidebüt «Spiel unter Freunden» einen internationalen Überraschungserfolg, der von Lesern und Kritikern mit Lob überhäuft wurde. Seitdem schreiben sie erfolgreich an ihrer Serie um das Monkeewrench-Team.

P.J. Tracy

**Cold Kill**

Nichts ist je vergessen

Thriller

Aus dem Englischen von Tanja Handels

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2016  
unter dem Titel «The Sixth Idea»  
bei G. P. Putnam's Sons, New York.

Deutsche Erstausgabe  
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,  
Reinbek bei Hamburg, Januar 2018  
Copyright © 2018 by Rowohlt Verlag GmbH,  
Reinbek bei Hamburg  
«The Sixth Idea» Copyright © 2016 by P.J. Tracy  
Redaktion Lisa Kuppler, Berlin  
Umschlaggestaltung any.way, Hamburg,  
nach der Ausgabe von Penguin, UK  
(Gestaltung: Andrew Smith)  
Umschlagabbildungen Birger Lallo, Emilie Moncada /  
EyeEm / Getty Images; SuperStock / Alamy  
Satz aus der Thesis Antiqua, InDesign,  
bei Dörlemann Satz, Lemförde  
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany  
ISBN 978 3 499 29141 8

# Inhalt

Prolog
Kapitel 1
Kapitel 2
Kapitel 3
Kapitel 4
Kapitel 5
Kapitel 6
Kapitel 7
Kapitel 8
Kapitel 9
Kapitel 10
Kapitel 11
Kapitel 12
Kapitel 13
Kapitel 14
Kapitel 15
Kapitel 16
Kapitel 17
Kapitel 18
Kapitel 19
Kapitel 20
Kapitel 21
Kapitel 22
Kapitel 23
Kapitel 24
Kapitel 25
Kapitel 26
Kapitel 27
Kapitel 28
Kapitel 29
Kapitel 30
Kapitel 31

# Prolog

--- 1957 ---

Steckt man ein Dutzend Wissenschaftler und Ingenieure in eine scheinbar endlose Wüste, voller Sand und ohne jede Freizeitbeschäftigung, dann machen sie sich unweigerlich daran, einen Golfplatz zu planen und zu bauen.

«Und das ist nicht nur irgendein Golfplatz, Donald», betonte Arthur immer wieder. «Das ist Augusta, ein nahezu perfektes Abbild der ersten neun Löcher, nur ohne den Rasen und die Wasserhindernisse, versteht sich.»

«Beides allerdings keine ganz unwichtigen Attribute eines ordentlichen Golfplatzes, findest du nicht auch?»

«Ach, Donald, das sind doch nur Äußerlichkeiten, eine Frage der persönlichen Vorliebe. Tennis wird schließlich auch mit dem gleichen Elan auf Sand oder Rasen gespielt. Du musst dir das einfach als Golfversion eines Sandplatzes vorstellen. Ich finde es geradezu genial.»

«Ein paar Caddies und ein Clubhaus wären allerdings nicht schlecht.»

«Da hast du recht.»

Arthur trug wie immer eine karierte Hose und eine karierte Kappe, genau wie sein großer Held Bobby Jones, was im verlassenen Hinterland von New Mexico besonders albern aussah. Aber das war ja das Charmante an Arthur: Mit dieser Hose und dieser Kappe war er tatsächlich auf Augusta, dem berühmten Golfplatz, den Bobby Jones gebaut hatte, und er gab einem das Gefühl, als sei man mit ihm dort.

Donald Buchanan und Arthur Friedman spielten jeden Morgen auf dem improvisierten Golfplatz, während die anderen Männer schliefen. Die meisten der Wissenschaftler verlegten ihre Arbeitsstunden in die kühle Wüstennacht

und verschliefen die heftigste Hitze des Tages, doch die inneren Uhren von Donald und Arthur tickten anders.

«Ich habe da eine Idee», sagte Donald, während er zum Abschlag ansetzte.

«Herrje, das letzte Mal, als du das gesagt hast, hättest du mit Edward Teller fast die halbe Welt in die Luft gejagt.»

«Das ist eine schamlose Übertreibung.»

«Und immer noch im Bereich des Möglichen. Schöner Schlag.» Arthur sah dem Golfball nach, der vor der Kulisse aus Bergen und blauem Himmel einen Bogen durch die trockene Luft beschrieb. «Und was ist das nun für eine Idee?»

«Eine Bombe, die niemanden tötet.»

«Das widerspricht nun aber ziemlich dem Zweck einer Bombe.»

«Wie man's nimmt. Angenommen, man erfindet etwas, das die Infrastruktur zerstört – Stromnetze, Liefersysteme für Waffen, Kommunikations- und Transportsysteme –, dann wäre der Feind schwer beschädigt, es kostet aber kein Menschenleben. Die Welt würde nie wieder ein solches Grauen erleben wie in Hiroshima und Nagasaki.»

«Ohne Infrastruktur bricht das Chaos aus, die Ressourcen werden knapp, es gibt kein Geld und nichts mehr, was man kaufen könnte, selbst wenn man noch Bargeld hätte. In so einem Vakuum würde Anarchie ausbrechen, und dann sterben trotzdem Menschen. Am Ende bringen sich Freunde und Nachbarn wegen eines Stück Brots um oder wegen eines Fläschchens Penicillin.»

«Möglich. Aber im Vergleich zu einer mehrere Megatonnen schweren Atombombe wären die Opferzahlen gering.»

«Du wünschst dir also eine ethischere Waffe.»

«Ich wünsche mir zumindest eine, die ethisch weniger verwerflich ist. Infrastrukturen kann man wieder aufbauen, aber Menschen nicht wieder zum Leben erwecken.»

«Und wie stellst du dir die Entwicklung einer solchen Waffe vor?»

«Das weiß ich noch nicht. Aber ich finde die elektromagnetischen Impulse interessant, die unsere Bomben erzeugen.»

«Für einen elektromagnetischen Impuls, der stark genug ist, um als effiziente Waffe zu dienen, brauchst du aber eine nukleare Explosion, und die willst du doch gerade vermeiden.»

«Stimmt. Aber es muss einen Weg geben, diese Impulse ohne nukleare Explosion zu erzeugen. Und wenn wir uns so etwas zunutze machen könnten, es vielleicht verkleinern und gezielt steuern ... Eine Überlegung ist es zumindest wert.»

«Durchaus. Im Moment würde ich an deiner Stelle aber lieber überlegen, was du mit deinem schönen Abschlag anfängst. Der ist nämlich im Bunker gelandet.»

Darüber mussten sie beide lachen, denn schließlich war diese ganze verflixte Wüste ein einziger großer, sandgefüllter Bunker.

Mit ihren neun Jahren war Alice bereits fünfmal umgezogen. An die ersten zwei Umzüge konnte sie sich nicht erinnern, da war sie noch zu klein gewesen, doch die letzten drei waren ihr sehr genau präsent.

Jedes Mal lief es gleich ab. Irgendwann kam Vater abends nach Hause und erzählte ihnen, dass sie in zwei Wochen an einen wunderbaren neuen Ort ziehen würden, in ein größeres Haus, in eine schönere Stadt mit besseren Schulen. Alice, ihr Bruder und ihre Schwester, die fünf beziehungsweise sechs Jahre älter waren als sie, fingen an zu weinen, weil sie schon wussten, dass sie ihre besten Freunde nie wiedersehen würden, und dann schickte Vater sie alle ohne Abendessen ins Bett, denn Weinen war streng verboten.

Vater war in vielem sehr streng, mit dem Weinen zum Beispiel, aber er war nie gemein, nicht so wie Melindas Va-



ter, der Melinda einmal geohrfeigt hatte, als Alice direkt daneben stand. Wenn Vater sie ohne Abendessen ins Bett schickte, brachte er ihnen später immer noch eine Kleinigkeit aufs Zimmer, und wenn sie am nächsten Morgen aufwachten, lächelte er und war wieder ganz lieb.

«Komm mit ins Wohnzimmer, Alice. Wir wollen uns ein bisschen unterhalten, nur du und ich.» Er setzte sich in den großen braunen Ohrensessel, den Mutter nicht leiden konnte, weil er überhaupt nicht zu dem weißgeblühten Sofa passte, und klopfte auf den Fußschemel, damit Alice sich dort hinsetzte.

Alice lupfte ihre Caprihose leicht an den Knien, weil Vater das auch immer machte, wenn er sich in seiner guten Anzughose hinsetzte, und weil es ihn aus irgendeinem Grund immer zum Lächeln brachte, wenn sie das tat. Gehorsam, fast schon ehrfürchtig, nahm sie vor ihrem Vater Platz, die großen Augen gierig auf ihn gerichtet, den kleinen Mund atemlos geöffnet. Gespräche unter vier Augen zwischen Vater und Tochter kamen in der Familie selten vor, und meistens waren es Strafpredigten, wenn ihre große Schwester beim Rauchen erwischt worden war oder Wimperntusche benutzt hatte. Aber Alice war ja immer brav und hatte deshalb nichts zu befürchten. Sie war nur aufgeregt.

Er reichte ihr ein zerlesenes Taschenbuch, eines von der Sorte, die Mutter immer aus dem Bücherregal nahm und hinter der Tür des Wohnzimmerchranks versteckte, wenn Gäste kamen. «Das ist Schund», hatte sie Vater einmal vorgehalten, «und für Kinder absolut ungeeignet.» Alice konnte sich noch gut an diesen Tag erinnern, weil Mutter laut geworden war, und das kam sonst nie vor.

Seither durften im Bücherregal nur noch große, dicke Bücher ohne Bilder vorne drauf stehen. Alice las jedes Buch, das sie von ihrem Vater bekam, auch wenn sie dann immer schrecklich viele Wörter in dem abgegriffenen Lexikon nachschlagen musste. Aber am schönsten war es, wenn

Vater an den Schrank mit den Schundbüchern trat und eines davon für sie aussuchte. Auf dem Umschlag war immer eine verdorbene Frau abgebildet. Dass sie verdorben war, merkte man an dem roten Lippenstift, den sie trug, und an der Bluse, die die Schultern nicht bedeckte und grundsätzlich den Ansatz eines riesigen Busens sehen ließ. Genau so ein Bild war auch auf dem Umschlag dieses Buches, nur zog diesmal kein Mann die Frau am Arm, sondern sie lief vor einem großen Feuer davon.

«Dieses Buch darfst du deiner Mutter nicht zeigen.»

«Mach ich nicht.»

«Du darfst es überhaupt niemandem zeigen. Weder deiner Mutter noch deinem Bruder oder deiner Schwester und auch nicht deinen Freundinnen. Du musst es an einem sicheren Ort verstecken. Und wenn du einmal erwachsen bist, musst du es weiter versteckt halten. Es ist unser kleines Geheimnis. Und merk dir die Stelle mit dem Generator – ich habe sie für dich markiert. Die musst du immer wieder lesen, so lange, bis du sie auswendig kannst. Hast du das verstanden?»

«Ja, Sir. Aber was ist denn ein Generator?»

«Eine Maschine, mit der man Strom erzeugt. Man braucht sie, um alles in Gang zu halten, wenn der Strom ausfällt.»

«Aha. Ist gut. Ich merke mir die Stelle.»

«Fein. Und jetzt geh spielen.»

Zwei Tage später fuhren Mutter und Alice Vater zum Flughafen. Er musste bei seinem Beruf viel reisen und hatte seine Aktentasche immer ans Handgelenk gekettet.

Alice kam furchtbar gern mit zum Flughafen. In den großen Räumen mit dem gekachelten Boden hallte alles. Sie trug immer ihre Lackschuhe, obwohl die Riemchen furchtbar zwickten, aber die Absätze klapperten genauso laut wie die Pumps der Stewardessen. Ihre Geschwister waren zu Hause geblieben, doch Mutter nahm Alice meistens mit. Sie

war die Jüngste, und als Mutter sie das letzte Mal mit ihren Geschwistern allein zu Hause gelassen hatte, hatten die beiden Alice die ganze Zeit, die Mutter weg war, in den Diebschrank gesperrt.

Bevor Vater aufbrach, hockte er sich jedes Mal vor sie hin und fasste sie an den Schultern. Diesmal fühlte es sich fast so an, als wollte er sie in den Arm nehmen, aber dann tat er es doch nicht.

«Liest du das neue Buch?»

Alice nickte. «Ich bin schon halb durch ... aber ein bisschen unheimlich ist es schon.» Sie blickte um ihren Vater herum, um sicherzugehen, dass Mutter nicht hinhörte. «Das ist doch nur eine Geschichte, oder? So was kann doch nicht in echt passieren?»

«Nein, natürlich nicht.» Er wandte kurz den Blick ab und fasste sich an den Bauch, wie er es immer tat, wenn er Magenschmerzen hatte. «Aber du musst es trotzdem ganz lesen.»

«Mache ich. Den Teil mit dem Generator kann ich schon auswendig.»

Vater strahlte sie an. «Du bist eben mein braves, kluges Mädchen.» Dann gab er Mutter einen Kuss und ging nach draußen, wo das Flugzeug bereits mit ratternden Rotoren wartete. Alice sah, wie er die Metallstufen hinaufeilte und verschwand.

Wenn Vater im Flugzeug saß, ging Mutter immer mit ihr an den Tresen, wo die Barhocker sich drehten und es leckeres Essen gab: Käsetoast, der ganz anders schmeckte als zu Hause. «Das ist Scheiblettenkäse. Wir nehmen immer Velveeta», hatte Mutter ihr erklärt. «Ich finde, Velveeta schmeckt besser, du nicht auch?»

Und Alice nickte brav, obwohl sie das eigentlich gar nicht fand.

Dem Tresen gegenüber befand sich ein großes Fenster, durch das man die Flugzeuge starten und landen sehen

konnte. Als die Motoren von Vaters Flugzeug immer lauter wurden, blickten sie beide auf.

«Kann ich ans Fenster gehen und winken?»

«Das heißt, *darf* ich ans Fenster gehen. Und ja, du darfst.»

Alice sprang von ihrem Barhocker und lief zum Fenster. Sie legte den Kopf in den Nacken, damit sie dem höher steigende Flugzeug nachsehen konnte.

Da ließ ein schrecklicher, lauter Lärm die Scheibe unter ihren Händen erzittern, und dort, wo Alice gerade noch Vaters Flugzeug gesehen hatte, blühte eine Feuerblume in Gelb, Orange und Schwarz am Himmel auf.

Die fünf Männer saßen in einem abgedunkelten Zimmer um einen großen Tisch. Keiner von ihnen kannte die Namen der anderen. Sie sprachen einander nur mit Nummern an. Einige waren unruhig, und jeder vermied es tunlichst, seinen Kameraden ins Gesicht zu sehen. Nur der Mann am oberen Ende des Tisches beobachtete alle, registrierte ihr Verhalten, las in ihren Mienen, schätzte ab, wie unwohl sie sich dabei fühlten, ein Mitglied dieser Gruppe zu sein. Dieser Tag würde, mehr als jeder andere, seit sie ausgewählt worden waren, die Grenzen ihres Mutes und ihrer Loyalität aufzeigen.

Die Mission selbst hatten sie alle längst abgesehen, doch es war etwas völlig anderes, so etwas zu planen, als es dann auch umzusetzen. Erst wenn es hart auf hart kam, wusste man, wer es am Ende doch nicht aushalten würde.

Er legte eine Hand auf das schwarze Telefon, das vor ihm stand, und schloss die Finger leicht und entspannt um den Hörer. Ein paar der Männer zuckten zusammen, als es endlich mit einem durchdringenden Schrillen klingelte. «Hier spricht Null», meldete sich der Mann. Es war sein einziger Name, solange er dieses Projekt leitete, und das wiederum würde er so lange tun, bis er nicht mehr in der Lage war,

seine Pflichten zu erfüllen. Wenn es so weit war, würde ein anderer ihn ersetzen.

Er lauschte einen Moment, legte den schweren Hörer sanft zurück auf die Gabel und faltete dann die Hände vor sich auf dem Tisch. «Die Mission ist beendet. Das Flugzeug wurde neutralisiert. Es gab keine Überlebenden.»

# Kapitel 1

*--- Heute ---*

Sechzig Jahre später gab es den großen Tisch und das abgedunkelte Zimmer immer noch, in einem Anwesen im Bundesstaat New York, nur die fünf Männer, die dort ursprünglich Hof gehalten hatten, waren bereits dreimal ausgewechselt worden. Manche waren im Lauf der Jahre eines natürlichen Todes gestorben, andere eines nicht ganz so natürlichen – wer dieser Tafelrunde nicht mehr dienen konnte, hatte auch seinen Dienst auf Erden abgeleistet. Nach wie vor sprachen sie einander nur mit Nummern an, so wie es ihre Vorgänger getan hatten, doch alles andere hatte sich im Lauf der Jahrzehnte grundlegend verändert.

Beispielsweise saßen die aktuellen fünf jetzt auf einer Art Aussichtsplattform, mit Blick auf den angrenzenden, sehr viel größeren Ballsaal, der zum Inbegriff des technologischen Fortschritts umgebaut worden war: Lange Reihen riesiger Supercomputer summten und brummten dort, liebevoll betreut von einem kleinen, handverlesenen Kader der klügsten Köpfe Amerikas. Momentan tuschelten sie aufgeregt miteinander und ließen dabei die Digitalanzeige mit dem Countdown nicht aus den Augen, die über einem riesigen Flachbildschirm mit den Luftaufnahmen mehrerer internationaler Großstädte hing.

Null der Vierte war erst seit fünfzehn Jahren Mitglied dieser Elitetruppe, und dennoch hatte er bereits dem steilen Aufstieg einer wundersamen Erfindung beigewohnt, die einst das bloße Hirngespinnst eines gewissen Donald Buchanan gewesen war. Laut dem Countdown an der Wand würden sie in zwei Minuten wissen, ob dieses Hirngespinnst

aus dem Reich der Science-Fiction in die Realität einziehen würde.

«T minus zehn Sekunden bis zum Alpha-Test von Operation Silver Dune», ließ sich eine Stimme aus dem Computersaal vernehmen, und es wurde mucksmäuschenstill im Raum. Keiner bewegte sich, keiner sagte etwas, keiner wagte zu atmen.

Ein paar Augenblicke dauerte es noch, dann verdunkelte sich ein Bereich des Bildschirms, und alle im Raum applaudierten.

«Detroit ist jetzt von jeder Versorgung abgekoppelt», gab die Stimme pflichtschuldigst zu Protokoll, als könnten die Männer auf der Beobachtungsplattform es nicht selbst sehen. «Erteilen Sie Erlaubnis zur Wiederherstellung?»

«Erlaubnis erteilt», gab Null zur Antwort.

## Kapitel 2

Chuck Spencer machte es sich auf seinem Fensterplatz in der Business Class bequem, klappte das Tischchen herunter und fing an, seine Aktentasche auszupacken. Es waren die letzten Unterlagen seines Vaters, die er noch sichten musste, und der dreieinhalbstündige Flug von Los Angeles nach Minneapolis ließ ihm dafür gerade genug Zeit, bevor er sich am Abend mit Wally treffen würde.

Als die diversen Stapel aus Papieren und alten Fotos zu hoch wurden und zu kippen drohten, legte er die restlichen Unterlagen auf den leeren Platz neben sich. Er würde nicht lange leer bleiben, der Flug war ausgebucht, aber vielleicht hielten die Papiere seinen noch unbekanntem Sitznachbarn wenigstens davon ab, ein Gespräch mit ihm anzufangen. Er war ganz offensichtlich ein vielbeschäftigter Mann, den man nicht stören durfte. Sehen Sie nur, das ganze Papier!

Seit er sich mürrisch und widerwillig zu den über Sechzigjährigen zählen musste, stellte Chuck immer wieder fest, dass er sich über viele Dinge ärgerte, die ihn früher nicht weiter gestört hätten. Dazu gehörte auch dieses Flugzeug. War es eine Boeing 757? Ein Airbus A320? Egal. Jedenfalls lag der Eingang direkt vor der Business Class, sodass sämtliche Passagiere beim Einsteigen an einem vorbeidefilieren und man nicht wusste, welcher von ihnen sich neben einen setzen würde. Dieser unglaublich fette Mann etwa, der viel zu viel Rasierwasser aufgelegt hatte? Was war das? *English Leather*? Wurde das überhaupt noch produziert? Oder die ältere Frau da, die sich ein Taschentuch in den Jackenärmel gesteckt hatte und wahrscheinlich die Vogelgrippe oder irgendeine andere potenzielle Pandemie verbreiten würde. Ingeheim atmete Chuck erleichtert auf, als sie an ihm vorbeiging. Er schenkte ihr ein freundliches Lächeln.



cheln, zur Belohnung, dass sie so anständig war, Holzklasse zu fliegen.

Unter den letzten Passagieren, die an Bord hetzten, war eine hübsche Frau, die vom Alter her seine Tochter oder vielleicht sogar seine Enkelin hätte sein können. Sie sah reizend aus, war aber sichtlich nervös. Ihr Blick wanderte hektisch hin und her, vermutlich registrierte sie alle Notausgänge und sämtliche mutmaßlichen Terroristen, die sie während des Fluges eventuell niederringen müsste.

Sie wurde langsamer, blieb dann neben dem freien Platz stehen, den Chuck mit seinen Unterlagen besetzt hatte, und lächelte schüchtern.

Chuck lächelte zurück und sammelte seine Papiere ein. In der sonst so launischen Lotterie der Flugreisen war diese Dame eindeutig der Jackpot unter den Sitznachbarn. Sie war schmal und würde ihm kaum Platz wegnehmen, sie war attraktiv und sichtlich scheu, sie roch nicht nach *English Leather*, sie hustete und schniefte nicht und versteckte auch keine Taschentücher im Ärmel. «Entschuldigen Sie bitte das Durcheinander.»

«Das macht doch nichts.» Als er den Sitz freigeräumt hatte, ließ sie sich umstandslos hineinfallen. «Ich bin Lydia Ascher», murmelte sie, den Blick in den Schoß gerichtet, während sie zittrig versuchte, ihren Sicherheitsgurt zu schließen.

«Chuck Spencer.»

Offensichtlich hatte sie große Flugangst. Das konnte in zwei Richtungen gehen. Menschen mit Flugangst verstummen beim Start entweder komplett und klammerten sich an ihren Armlehnen fest, als könnten sie das Flugzeug durch reine Willenskraft in der Luft halten, oder sie schnaterten in einem fort, starrten einem dabei in die Augen und taten, als säßen sie gar nicht in einem Flugzeug. Letzteres war für jemanden wie Chuck, der selbst in einem vollen Flugzeug noch gern für sich war, der Super-GAU.

Verstohlen musterte er seine Sitznachbarin aus dem Augenwinkel und versuchte, ihr Verhalten einzuschätzen, um schon einmal eine Rückzugsstrategie zu entwerfen.

So starr und aufrecht, wie sie dasaß, den Blick auf die Rückenlehne des Sitzes vor sich gerichtet, vermutete Chuck, dass sie zu den Stillen gehörte, die ihre Angst allein durchlitten. Zum Glück tastete sie auch nicht vorsorglich nach der Kotztüte. Er entspannte sich ein wenig und wandte sich wieder seinen Unterlagen zu.

Doch nach ein paar Minuten stellte er fest, dass er vollständig abgelenkt war, und zwar durch ein unterschwelliges Schuldgefühl. Das arme Ding da neben ihm hatte ganz offenbar mit Dämonen zu kämpfen, und er saß hier und vollführte innere Freudentänze, weil sie nichts sagte. Was war denn eigentlich so schlimm daran, sich mit einer hübschen jungen Frau zu unterhalten, falls sie zu einem Gespräch bereit war - vor allem, wenn er ihr damit half, ihre Nerven zu beruhigen?

Schließlich entschloss sich Chuck, das Schweigen zu brechen, komme, was wolle. «Keine Sorge, es wird sicher ein ruhiger Flug», versicherte er ihr. «Keine großen Wetterauffälligkeiten von hier bis Minneapolis.»

Sie wandte ihm langsam den Kopf zu, als fürchtete sie, das Flugzeug könnte durch eine abrupte Bewegung umkippen. «Merkt man es so sehr?»

«Nur als aufmerksamer Beobachter, aber bei mir ist Ihr Geheimnis sicher. Die Leute haben ja heutzutage sowieso nur noch Augen für ihre Handys.»

Sie ließ einen tiefen Seufzer hören und lehnte sich im Sitz zurück. «Das können Sie laut sagen.»

Chuck ließ die Bemerkung im Raum stehen, und sie ging auch nicht weiter darauf ein. Phantastisch! Als die Durchsage kam, dass die Türen jetzt für den Start geschlossen würden, lehnte er sich zurück und schloss die Augen. Das Flug-

zeug war gerade losgerollt und er schon fast eingenickt, da spürte er eine zarte Hand auf dem Arm.

«Danke übrigens.»

Chuck rappelte sich aus dem Halbschlaf hoch. «Ähm ...»

«Ach herrje, Entschuldigung, jetzt habe ich Sie geweckt.»

«Nein, nein», sagte Chuck wie jeder, der aus dem Schlaf gerissen wird. Dabei hatte er eigentlich nie verstanden, was die meisten Menschen dazu veranlasst, so zu tun, als wären sie nicht geweckt worden. Ein Anruf um vier Uhr früh? Kein Problem. Ach was, nein, ich habe nicht geschlafen, was kann ich für Sie tun?

«Doch, das habe ich, und jetzt halte ich auch den Mund. Ich wollte Ihnen nur danken, weil Sie versucht haben, mich zu beruhigen.»

«Tut mir leid, dass es nicht geklappt hat», sagte Chuck ernst und blickte dabei auf ihre Hände, die sie so fest um die Armlehnen krallte, dass die Knöchel weiß hervortraten.

Sie warf ihm einen verlegenen Blick zu. «Mir ist wohl nicht zu helfen.»

«Gibt es irgendwas, womit Sie sich ablenken können?»

«Eine starke Bloody Mary würde mich bestimmt ablenken.»

Das überraschte ihn so, dass er ein wenig lachen musste, und noch mehr überraschte ihn, dass ihm die kleine Plauderei mit einer Wildfremden tatsächlich Spaß machte, obwohl diese Art von Smalltalk sonst auch zu seinen Altersärgernissen gehörte. «Darum kümmern wir uns, wenn wir in der Luft sind. Kann ich bis dahin etwas für Sie tun?»

Sie atmete zittrig aus. «Na ja, Sie könnten mir Ihre Lebensgeschichte erzählen.»

«Glauben Sie mir, das Werbemagazin der Fluggesellschaft ist sehr viel spannender als meine Lebensgeschichte.»

Lydia kicherte atemlos, halb aus Angst, aber vielleicht, wie es Chuck schien, auch ein wenig aus echter Belustigung. «Das glaube ich Ihnen nicht.»

«Dann haben Sie wohl die aktuelle Ausgabe noch nicht gesehen. Sie können da einen zwei Meter großen Wasserspeier als Gartendeko für zweihundert Dollar kaufen.»

Sie sah ihn ungläubig an. «Im Ernst?»

«Absolut. Interessiert Sie das?»

«Mich interessiert nur die Frage, was für Leute sich einen zwei Meter großen Wasserspeier in den Garten stellen.»

Chuck stellte erfreut fest, dass Lydia sich offenbar entspannte. Das gab ihm ein gutes Gefühl; er kam sich fast väterlich vor, obwohl er keine eigenen Kinder hatte. Dann folgte die Durchsage des Piloten: «*Cabin crew, prepare for take-off*», und in dem Blick, den ihm das arme Mädchen zuwarf, stand die reine Angst.

«Das finde ich immer am schlimmsten», flüsterte sie in entschuldigendem Ton. «Mein Großvater ist bei einem Flugzeugunglück ums Leben gekommen. Beim Start», entfuhr es ihr.

Für einen Moment konnte Chuck keinen klaren Gedanken fassen, und er empfand selbst so etwas wie Panik. Er war noch nie jemandem begegnet, der tatsächlich Angehörige bei einem Flugzeugunglück verloren hatte. Kein Wunder, dass sie sich fürchtete. Und wie reagierte man auf so etwas? Er könnte ihr einen Vortrag über die Physik des Fliegens halten, darüber, wie es funktionierte und warum es so ungefährlich war, aber das würde die Sache wohl nur noch schlimmer machen. Sie war sowieso schon in höchstem Alarmmodus. «Es wird alles gutgehen», sagte er lahm.

Lydia nickte nur und blickte starr und mit weit aufgerissenen Augen geradeaus.

«Lydia? Erzählen Sie mir doch *Ihre* Lebensgeschichte.»

Chuck hatte keine Ahnung, was ihn zu so einer gefährlichen Äußerung veranlasst hatte, aber offensichtlich war es genau das Richtige. Sie schien sich ein wenig zu beruhigen, sprach zunächst nur zu der Rückenlehne vor sich, doch als das Flugzeug abhob, sah sie ihn bereits an, und er wusste, dass ihre Eltern beide tot waren und sie selbst an einem kleinen See eine Stunde außerhalb von Minneapolis wohnte.

Als das Flugzeug über dem Pazifik eingedreht hatte und sich dem Landesinneren zuwandte, erfuhr er, dass sie eine erfolgreiche Künstlerin war und sich nach ein paar wichtigen Galeriterminen in L. A. jetzt wieder auf dem Heimweg befand. Ihre Haltung wirkte deutlich lockerer, fast schon normal.

Irgendwo über Nevada stellte Chuck fest, dass er die Unterhaltung, bei aller Einseitigkeit, wirklich genoss. Sie bestellten ihre Bloody Marys, dann führten die verschlungenen Gesprächspfade sie auf die Kindheit von Lydias Mutter, und das war der Moment, in dem die Unterhaltung eine völlig unvorhergesehene Wendung nahm. Während Lydia all die Städte aufzählte, in denen ihre verstorbene Mutter als Kind gelebt hatte, zehnte Städte in ebenso vielen Jahren, klappte Chucks Kiefer immer weiter herunter, denn in all diesen Städten hatte er auch gelebt.

Großer Gott! Seine eigene Kindheit war das Spiegelbild der Kindheit, die die Mutter dieser jungen Frau erlebt hatte. Vermutlich war er mit ihr auf derselben Grundschule gewesen. Wie hoch war die Wahrscheinlichkeit für so einen unglaublichen Zufall? «Das ist wirklich seltsam», sagte er. «In all diesen Städten habe ich auch gewohnt, ungefähr zur selben Zeit wie Ihre Mutter.»

Lydia gab keine Antwort, und er drehte sich zu ihr um. Mit großen Augen und offenem Mund starrte sie auf das Papierchaos auf seinem Klappstisch. Chuck warf einen raschen Blick auf das Tischchen – da lag doch hoffentlich nicht ir-

gendwo ein aufgeschlagener *Playboy* dazwischen? Aber auf die Schnelle sah er nichts Anstößiges. Vielleicht hatte sie ja nur einen neuen Anfall von Flugangst.

Schließlich streckte sie die Hand aus und zog ein Foto aus dem Stapel. «Wo haben Sie das her?»

«Es hat meinem Vater gehört.» Chuck deutete auf einen der Männer auf dem Foto. «Das ist er, und die anderen sind ein paar Kollegen, mit denen er vor über fünfzig Jahren gearbeitet hat. Warum?»

Lydia schüttelte fassungslos den Kopf und zeigte auf den Mann, der neben Chucks Vater stand. «Weil das mein Großvater ist.»

«Was?»

«Der Mann da. Das ist mein Großvater. Der bei dem Flugzeugunglück ums Leben gekommen ist.»

Chuck musterte sie zweifelnd. «Möglich, dass dieser Mann da Ihrem Großvater ähnlich sieht, aber ich kann Ihnen versichern, er ist es nicht. Es gab auf der ganzen Welt überhaupt nur acht Männer, die über dieses Projekt Bescheid wussten, einschließlich des Präsidenten. Sehen Sie? Der da am Ende der Reihe ist Präsident Eisenhower.»

«Ich weiß. Ich habe genau das gleiche Foto zu Hause. Das sind die Männer, die für die Herstellung der Wasserstoffbombe verantwortlich waren.»

Einen Moment lang blickte Chuck starr geradeaus. Sämtliche Rechenmaschinen in seinem Kopf ratterten los, um einzuschätzen, wie hoch die Wahrscheinlichkeit war, dass er im Flugzeug ausgerechnet neben einer der wenigen Personen weltweit saß, die die Männer auf diesem Foto kannte. «Ich habe das alles erst erfahren, als mein Vater vor einem halben Jahr gestorben ist und ich seine Unterlagen sortiert habe.»

«Ihr Vater hat Ihnen nichts davon erzählt?»

«Ich hatte ihn seit Jahren nicht mehr gesehen. Als ich sein Haus ausräumen wollte, fand ich dieses Chaos hier ...»

- er zeigte auf den Stapel auf dem Klapptisch - «... und noch viele andere Aufzeichnungen. Bis dahin hatte ich keine Ahnung, womit mein Vater sein Geld verdient hat. Ich dachte immer, er wäre Ingenieur.»

Lydia hob die Augenbrauen. «Das Projekt ist aber doch schon seit zwanzig Jahren freigegeben.»

«Wie gesagt, wir haben uns nie gesehen. Wir haben nicht mehr miteinander geredet. Ich hatte eine ziemlich seltsame Kindheit.»

«Meine Mutter auch. Lassen Sie mich raten. Ihr Vater musste ständig verreisen und hatte seine Aktentasche mit Handschellen ans Handgelenk gekettet. Etwa einmal im Jahr sind Sie umgezogen, und dann kamen ein paar Männer im Anzug und haben all Ihre kleinen Freunde ausgefragt, ob Sie ihnen erzählt hätten, was Ihr Vater beruflich macht, stimmt's? Sie wussten aber immer nur, dass er Ingenieur war und für die American Iron Foundry arbeitete.»

Chuck schloss die Augen. «Mein Gott. Genau so war es. Das kann doch nicht sein. Wally wird mir das nie abnehmen.»

«Wer ist Wally?»

«Ein neuer Freund. Nachdem ich ein bisschen recherchiert hatte, was Dad all die Jahre über wirklich gearbeitet hat, habe ich eine Website ins Netz gestellt, um weitere Nachkommen dieser acht Männer zu finden oder vielleicht sogar ein paar der Männer selbst, falls sie noch leben. Einfach nur zum Spaß, wissen Sie? So wie ancestry.com. Es war wie ein Geheimnis, dem ich auf den Grund gehen wollte. Wally und noch ein paar andere haben meine Website gefunden und sind in meinem Chatroom aufgetaucht. Er wohnt in Minneapolis. Deshalb bin ich überhaupt in diesem Flieger. Wir treffen uns heute Abend. Und auf einmal sitze ich hier neben einer weiteren Nachfahrin. Ich glaube, ich spinne!»

Lydia lächelte. «Das ist wirklich ziemlich unglaublich.» Sie griff in ihre Handtasche und gab ihm ihre Visitenkarte. «Wollen Sie mich anrufen und mir erzählen, wie das Treffen mit Wally gelaufen ist? Wenn Sie noch ein bisschen länger in der Stadt sind, könnten wir uns auch alle zusammen treffen.»

«Ich habe eine bessere Idee. Kommen Sie doch heute Abend einfach mit! Herrgott, wir drei haben schließlich mehr gemeinsam als die meisten Geschwister.»

Lydia war nicht abgeneigt, aber offenbar nicht ganz so von der Vergangenheit besessen wie Wally und Chuck – vielleicht, weil bei ihr noch eine Generation mehr dazwischenlag. «Es ist nur so, dass ich zehn Tage unterwegs war und wirklich erschlagen bin. Aber vielleicht morgen? Ich könnte in die Stadt kommen und Sie beide zum Mittagessen treffen. So gegen zwölf?»

«Prima!» Er kritzelte etwas auf eine Serviette. «Das ist mein Hotel und meine Handynummer. Rufen Sie mich einfach kurz vorher an, dann treffen wir uns unten in der Lobby.»



## Kapitel 3

Es war einfach nicht richtig, in einer Familie voller Geheimnisse aufzuwachsen. Chuck hatte nie begriffen, weshalb seine Eltern weder miteinander noch mit ihm sprachen, weshalb die fremden Männer im Anzug seine Freunde ausfragten und weshalb sie jedes Jahr umziehen mussten. Ihm kam es so vor, als hätten sie jedes Mal, wenn er gerade in einer neuen Stadt neue Freunde gefunden hatte, ihre Sachen gepackt und wären weggezogen. Vielleicht war er ja schuld daran.

Kinder ziehen oft sehr direkte Verbindungen zwischen Ursache und Wirkung, und so kam Chuck zu dem Schluss, dass er die Familie durch die Freundschaften, die er schloss, zu einem weiteren Umzug verurteilte. Nach dieser verdrehten Erkenntnis zog er sich zurück, in der Hoffnung, dass sie dann doch einmal länger an einem Ort blieben. Es hatte nie etwas genützt, war aber anscheinend das perfekte Rezept für ein Leben als Einzelgänger, denn er hatte sein Leben lang in Beziehungsdingen versagt und besaß praktisch keine Freunde.

Ironischerweise hatte der Tod seines Vaters ihn zu Wally geführt, einem Mann mit einer fast identischen Kindheit und einer Geschichte, die Chucks eigener so ähnlich war, dass sie fast Brüder hätten sein können. Und obwohl ihre erste persönliche Begegnung noch bevorstand, hatten sie in den vergangenen Wochen online und in einigen Telefonaten eine starke Verbindung zueinander aufgebaut. Und dann war heute auch noch Lydia aufgetaucht, eine weitere Verbindung. Chuck hatte das Gefühl, als würde er sich nach und nach eine neue Familie aufbauen. Er war ein wenig enttäuscht gewesen, als Lydia sich nicht gleich am Abend mit ihm und Wally treffen wollte, aber er verstand gut, was es hieß, von einer zehntägigen Reise heimzukommen. Vor sei-

ner Pensionierung war er selbst beruflich viel gereist. Immerhin hatte sie am Flughafen noch einen Kaffee mit ihm getrunken, bevor sich ihre Wege wieder getrennt hatten.

Er war noch nie in Minneapolis gewesen, doch als er jetzt auf dem Weg zu seinem Hotel durch die Stadt fuhr, kam sie ihm beinahe magisch vor. An den Straßenlaternen funkelten vergnügt die Lichterketten, alles war weihnachtlich geschmückt und kündete vom nahenden Fest. Glitzernde Schaufenster stellten stolz ihre Schätze zur Schau, und dick in Winterkleidung verpackte Menschen bummelten fröhlich und scheinbar ohne jede Sorge durch die Straßen. Eine blütenweiße Schicht aus frisch gefallenem Schnee machte das Weihnachtskartenidyll perfekt, und vom Himmel fiel in der beginnenden Dämmerung sanft weiterer Schnee herab.

Aber nach allem, was ihm heute schon passiert war, spürte Chuck noch einen tieferen Zauber, mit dem ihn diese Stadt anzog wie ein unsichtbarer Magnet. Erst hatte er Wally hier gefunden, dann diese unfassbare Zufallsbegegnung mit Lydia. Es kam ihm vor, als wären die Zahnräder des Schicksals endlich doch eingerastet, als signalisierten sie ihm, dass er nicht nur hier war, um ein altes Geheimnis zu lüften, sondern aus einem viel wichtigeren Grund. Selbst in der Privatheit seiner Gedanken klang das blöd und esoterisch für ihn, aber er war so gut gelaunt, dass es ihn nicht weiter störte.

Am Hotel Chatham angekommen, stellte er seinen Mietwagen in der Auffahrt ab und checkte ein. Das Hotel war etwas zu modern und schick für seinen Geschmack, doch der Service war tadellos, und das Zimmer und die Ausstattung entsprachen durchaus dem saftigen Preis pro Nacht. In einer größeren Stadt hätte er doppelt so viel gezahlt und sehr viel weniger dafür bekommen.

Nachdem er sich in seiner großzügigen Suite eingerichtet hatte, holte er sich ein Heineken und ein Beutelchen Cashewnüsse für fünfzehn Dollar aus der Minibar, packte

seinen Laptop und die externe Festplatte aus und rief Wally über das Handy an. Er konnte es kaum erwarten, ihm von Lydia zu erzählen, wollte die Neuigkeit aber für später aufheben, wenn sie sich tatsächlich im realen Leben trafen.

«Wally!»

«He, Chuck, bist du gut angekommen?»

«Ich habe gerade mein Hotelzimmer bezogen. Und du glaubst nicht, was mir heute passiert ist. Bleibt es bei sechs Uhr?»

«Absolut. Meinst du, du findest her?»

«Ich habe deine Adresse schon ins Navi einprogrammiert.»

«Prima. Ich habe dir auch einiges zu erzählen. Ich habe ein paar alte Unterlagen von meinem Vater durchgesehen, die ich mir bisher nicht angeschaut hatte, und da ...» Wally hielt kurz inne. «Warte mal eine Sekunde, Chuck. Da ist jemand an der Tür.»

«Klar, Wally.» Chuck schaltete das Handy auf Lautsprecher und trat an das große Fenster, das zur Straße hinausging. Vom vierten Stock sah Minneapolis noch viel hübscher aus.

Aus dem Handy drangen gedämpfte Stimmen, als Wally seinem Besuch öffnete, dann ertönte auf einmal ein lauterer Geräusch, fast wie ein Knall, und Glas splitterte. «Wally?»

«Wer sind Sie? Was wollen Sie?», hörte er Wally rufen. Dann kam ein langgezogenes «Neeeeiiiiin!», und die Verbindung brach ab.

Wie gelähmt vor Entsetzen starrte Chuck kurz auf sein Handy, dann wählte er den Notruf und griff noch beim Telefonieren nach seiner Aktentasche und dem Autoschlüssel.

## Kapitel 4

Chucks Handflächen fühlten sich feucht an, während er zitternd das Lenkrad des Mietwagens umklammert hielt und versuchte, sich auf die Anweisungen zu konzentrieren, die das Navi ihm entgegenquakte. Wahrscheinlich sollte diese Frauenstimme beruhigend wirken, ihm erschien sie im Moment aber nur schrill und grell. Die teuren Cashewnüsse stießen ihm sauer auf. Großer Gott! Wer attackierte denn einen netten Menschen wie Wally in seinem eigenen Haus?

*Blöde Frage*, schalt er sich. Heutzutage hatte man ständig das Gefühl, dass es viel mehr sinnlose Grausamkeit auf der Welt gab als jemals zuvor. Aber als im Kolosseum wehrlose Christen den Löwen vorgeworfen wurden und Gladiatoren einander den Kopf abhackten oder als die katholische Kirche ihre Hexenverbrennungen veranstaltete, hatte es eben noch keine 24-Stunden-Nachrichtensender gegeben. Vielleicht war die Menschheit einfach genauso brutal und verkommen wie eh und je, aber heute erfuhr man ständig davon, sobald man den Fernseher einschaltete.

Die harpyienhafte Navi-Stimme befahl ihm, nach fünf Metern rechts in die Gleason Street einzubiegen, trotzdem hätte er um ein Haar die Abzweigung verpasst. Es schneite jetzt heftiger, und die Scheinwerfer der entgegenkommenden Autos verwandelten sich vor seinen alternden Augen in verschwommene Strahlenkränze, die ihn irritierten.

Er fuhr so schnell, wie er das in dem Wohnviertel vor Wallys Stichstraße wagte, doch als er auf dem glitschigen Asphalt ins Schleudern geriet und fast einen Minivan am Straßenrand gestreift hätte, trat er auf die Bremse.

Einen knappen halben Kilometer vor Wallys Haus hörte er das durchdringende Heulen der Martinshörner und sah ein Meer von Lichtern am Ende der Straße blinken. Vielleicht war das ja ein gutes Zeichen. Die Polizei hatte hof-

fentlich schnell reagiert, und Wally ging es gut. Der Überfall würde ihn sicher erschüttert haben, aber es ging ihm gut.

Doch Chucks vorsichtiger Optimismus verwandelte sich rasch in bleischwere Beklommenheit, als er die wogenden Schwaden hässlichen schwarzen Rauchs und die orange-farbenen Flammen erblickte, die über den kahlen Bäumen in die Dämmerung züngelten. Einsatzfahrzeuge standen kreuz und quer auf der Straße, überall waren Polizisten, die der wachsenden Menge erschrockener, fassungsloser Zuschauer Befehle und Ermahnungen entgegenblafften.

Schon ab der zweiten Kreuzung vor Wallys Haus war die Straße abgesperrt, Polizisten hielten alle Wagen an und ließen sie umkehren.

«Tut mir leid, Sir. Wir müssen die Straße räumen. Die Durchfahrt ist gesperrt. Es hat eine Gasexplosion gegeben.»

«Mein Freund wohnt in der Nummer 1240. Kann ich da irgendwie anders hinkommen?»

Der Polizist warf ihm einen gequälten Blick zu. «Das tut mir leid. Das ist das Haus, in dem sich die Explosion ereignet hat.»

Chuck schüttelte den Kopf. «Nein, das kann nicht sein. Da müssen entweder Sie oder ich die falsche Adresse haben. Ich habe eben mit Wally telefoniert, und er wurde gerade überfallen.»

«Wally?»

«Ja, verdammt. Wally Luntz, Gleason Street 1240. Ich habe am Telefon gehört, wie jemand in sein Haus eingedrungen ist, es gab wohl einen Kampf, aber ganz sicher keine Explosion. Ich habe Wally nur um Hilfe rufen hören.»

Der Polizist wand sich sichtlich. «Es tut mir wirklich leid, Sir. Ihr Freund ist bei der Explosion ums Leben gekommen.»

Einen Moment lang fürchtete Chuck, sich übergeben zu müssen. Er drückte die schweißnasse Stirn an das kalte Lenkrad. «Sind Sie da sicher?»

«Ja, Sir.»

«Mein Gott.»

Der Polizist ging neben Chucks heruntergelassenem Fenster in die Hocke und gab ihm ein paar Augenblicke Zeit, sich wieder zu fassen. «Mir ist klar, Sir, dass das alles ein Schock für Sie ist. Aber habe ich Sie gerade richtig verstanden? Sie haben am Telefon gehört, wie Mr. Luntz überfallen wurde? Stimmt das?»

Chuck brachte nur ein Nicken zustande.

«Ich glaube, Sie sollten mit einem Detective reden. Kriegen Sie das hin?»

Chuck nickte wieder. Vielleicht hatte er auch gar nicht erst mit Nicken aufgehört.

[...]